

## Tempel der Raserei

Von Ulf Poschardt — Lob auf den Ferrari. Dieses Konstrukt erweitert das Bewusstsein.

Einen Ferrari zu fahren, ist ein Aufstand gegen die herrschenden Verhältnisse. Es ist ein Affront gegen Funktionalismus und Rationalität, gegen das Egalitäre wie das Soziale. Es ist ein Schock. Als Enzo Ferrari seinen ersten Sportwagen vor 60 Jahren bauen liess, tat er das, was er schon immer getan hatte: Er folgte seinem norditalienischen, geschäftstüchtigen Instinkt und seiner Leidenschaft für die Geschwindigkeit. Der ehemalige Alfa-Rennfahrer packte all sein Wissen über die Möglichkeiten der Physik wie des Ingenieursdenkens in ein enges Korsett und machte daraus die bis dahin radikalsten und sinnlichsten Geschöpfe des Automobilbaus. Weniger exzentrisch als die britischen und amerikanischen Sportwagen, war der Ferrari im Geist der Renaissance entstanden: als Versuch, die Sehnsucht nach dem Absoluten in der Raserei mit dem Wunsch nach erhabener Schönheit zu verbinden.

Bis heute gelingt dies Ferrari. Dank Luca di Montezemolo und Jean Todt gelingt dies auch auf eine fast alltagsnahe Art. Fast. Denn noch immer erzeugt jeder Ferrari eine Aura um sich, die es verhindert, ihn einfach zu benutzen. Der Ferrari ist ein Tempel der Raserei, und jeder Mensch nimmt hinter dem Lenkrad die Haltung eines Gläubigen ein. Die alten Ferrari waren so heiss, laut und unkontrollierbar, dass die Todessehnsucht ein weiteres Detail jener Überschreitungsfantasie war, die einen in einen Ferrari trieb.

Das Design der Moderne wäre ohne den Daytona, den 250 GT SWB oder den ersten Testarossa unvollendet geblieben. Der Anblick eines Ferrari ergreift Menschen jeden Alters und jeder sozialen Schicht gleich. Auch ohne Bildung ist die Ansicht des Kunstschönen, wie es ein Ferrari abgibt, ein Beweis jener Verführungskraft der Technik. Ferrari belegen, was unsere Zivilisation mit Hilfe von Technologie verwirklichen kann: einen Speicher kulturellen Wissens und menschlicher Erfahrung.

«Das Auto ist erfunden worden, um den Freiheitsspielraum des Menschen zu vergrössern, aber nicht, um den Menschen zum Wahnsinn zu treiben», erklärte Enzo Ferrari pathetisch. Darum machten seine Autos auch aus alten Linken Liberale. Die Urerfahrung der Freiheit im Ferrari, trotz der Enge des Raumes für Fahrer wie Beifahrer, verändert Lebenswege. Insofern sind Ferrari keine technischen Gerätschaften, sondern bewusstseinserweiternde Substanzen. Ein Medium zur Selbstversicherung des Individuums.

## Konsequent unpopulär

Von Claude Baumann — Die Schweizerische Nationalbank verärgert die Mieter, Hauseigentümer und Gewerkschafter und macht doch alles richtig. Dafür erhält sie viel Lob, selbst aus dem Ausland.



Direktoriums-Mitglied Philipp Hildebrand.

Egal, was die Schweizerische Nationalbank (SNB) unternimmt, sie steht in der Kritik. Sie kann die Zinsen senken, sie erhöhen, sie kann Gold verkaufen oder eine neue Banknotenserie emittieren. Anstatt Lob erntet sie eher Missfallen. Auch letzte Woche war das so: Kaum hatte sie eine neue Zinserhöhung beschlossen, liefen Mieter, Gewerkschafter und Hauseigentümer Sturm. Sie warfen der SNB vor, die Hypothekarsätze und damit die Mieten hochzutreiben und eine künstliche Teuerung zu bewirken.

Bloss: Wären die Währungshüter untätig geblieben, würde die Inflation mittelfristig mehr steigen. Denn die florierende Wirtschaft treibt die Preise nach oben. Darum profitieren die Konsumenten, wenn die SNB nun die Zinsen erhöht; die Kaufkraft des Frankens bleibt gewahrt. «Die SNB kann keine Rücksicht auf Partikularinteressen nehmen», erklärt Beat Wittmann, Geschäftsleitungsmitglied der Bank Clariden Leu. «Sie hat den volkswirtschaftlichen Auftrag, die Preisstabilität zu sichern. Daran muss sie gemessen werden.»

Während die SNB, die diese Woche ihr 100-jähriges Bestehen feiert, von politischer Seite so oft Kritik vernimmt, erhält sie aus der Fachwelt umso mehr Lob. «Ihre

Geldpolitik hat sich bewährt», sagt David Marmet, Ökonom bei der Zürcher Kantonalbank. Mit ihren Zinsschritten schätzte sie den Konjunkturzyklus in den letzten Jahren präzise ein: Die Wirtschaft, die nach dem 11. September in eine Rezession geraten war, kam dank der Zinssenkungen wieder auf Kurs, bevor die SNB ebenso subtil den ersten Inflationstendenzen entgegenwirkte. Preisstabilität ist das Beste für Wachstum und Beschäftigung. «Die Nationalbank agiert sehr pragmatisch», sagt der deutsche Ökonom Martin Hüfner und betont, welches Ansehen sie im Ausland geniesst: «Die Europäische Zentralbank in Frankfurt beobachtet genau, was die SNB tut.»

Die Reputation geht vor allem darauf zurück, dass die SNB nicht politisch, sondern unabhängig und kompetent arbeitet. Am besten personifiziert dies der Vizepräsident der SNB: Philipp Hildebrand. Er gehört weder einer Partei an, noch war er bei seiner Wahl 2003 dem Establishment ein Begriff. Und doch ist der frühere Hedge-Funds-Manager und Finanzexperte so vernetzt wie kaum ein anderer Schweizer Banker. Seine regelmässigen Kontakte mit dem früheren US-Notenbank-Chef Alan Greenspan und dessen Nachfolger Benjamin Bernanke sind das beste Zeugnis dafür. Auch mit Thomas Jordan wählte der Bundesrat 2006 ein hervorragendes Direktoriumsmitglied und setzte auf Kompetenz statt auf Wohlfühlkonsens; oder wie es der ehemalige SNB-Chefökonom Kurt Schiltknecht sagt: «Es gibt keine linke oder rechte Geldpolitik, sondern nur eine gute oder schlechte. Mit Thomas Jordan traf man die richtige Wahl.»

Ein weiterer Erfolgsfaktor: die Kommunikation. Früher intervenierten die Notenbanken überraschend, weil sie sich davon mehr Wirkung versprachen. Mit der globalen Wirtschaft setzte sich jedoch die Einsicht durch, zu informieren, um so die Marktentwicklung berechenbar zu machen. Hildebrand verfocht solche Ziele schon früh. In den neunziger Jahren kritisierte er auch die restriktive Geldpolitik, die zu Rezession und Stellenabbau führte. «Erst zur Jahrtausendwende fand eine Umkehr statt, die sich bis heute bewährt», sagt Alex Hinder von der Hinder Asset Management. «Die SNB muss auch künftig so konsequent bleiben», sagt Martin Hüfner. Denn als Konkurrentin des mächtigen EU-Systems spiele sie eine wichtige Rolle. «Die EZB kann von den Schweizern viel lernen», versichert der Chefökonom der Aquila Investment AG.